

Selbstverständnis und Ethik

Thomas König

29. Juli 2015

Inhalt

1	Einleitung	1
2	Hauptteil	3
2.1	Naturalistische Epistemologie	3
2.1.1	Herleitung einer Normativität auf der Ebene des Individuums . . .	4
2.1.2	Zweckgerichtetes Verhalten, Urheberschaft und Ich-Erleben	5
2.1.3	Zwischenmenschliches Verstehen	6
2.1.4	Zwischenfazit	7
2.2	Individuelles Handeln im erweiterten zwischenmenschlichen Kontext . . .	8
2.2.1	Erweiterte Urheberschaft im „Wir“	8
2.2.2	Normativer Wert von erweiterter Urheberschaft	9
2.2.3	Von Handeln im Wir zu allgemeinen Verhaltensregeln	10
2.2.4	Kitchers psychologischer Altruismus und Wir-Erleben	12
3	Fazit	12
	Literaturverzeichnis	13

1 Einleitung

Es gibt nichts Gutes, ausser man tut es!

Erich Kästner

Grosse Teile unseres täglichen Handelns begründen sich auf normativen Urteilen: Sie gehen aus von Überzeugungen, dass bestimmte Folgen unseres Handelns gut und wünschenswert sind und damit dieses Handeln motivieren, während wir normalerweise Handlungen vermeiden, die „ungute“ Wirkungen erwarten lassen. Weiter haben normative Begründungen von Handlungen meist einen sozialen Kontext. Einerseits besteht innerhalb von durch soziale Beziehungen definierten Gruppen meist ein gewisser Konsens über normative Überzeugungen, andererseits werden normative Urteile gewichtiger,

wenn sie andere als die handelnde Person betreffen. Die Alltäglichkeit unseres normativ motivierten Handelns steht allerdings in einem merkwürdigen Gegensatz zu unserer Fähigkeit, dieses Urteilsvermögen selbst individuell oder als Teil einer sozialen Gemeinschaft rational zu begründen.

Es besteht also ein epistemisches Problem, wenn es um das Erkennen von Wahrheit in einem normativen Kontext geht, und die Geistesgeschichte des Menschen ist wohl ebenso voll von Versuchen, normative Werte objektiv zu begründen und daraus eine Ethik zu formulieren, wie es Einwände gibt, die solchen Argumenten widersprechen. Diese Geschichte soll uns in diesem Essay nicht weiter beschäftigen. Wir wollen uns im Folgenden vielmehr mit einem Ansatz beschäftigen, der versucht, zu epistemischen Fragestellungen sinnvolle und verbindliche Aussagen zu machen, ohne dabei notwendigerweise Ansprüchen von Objektivität gerecht werden zu müssen. Dieser Ansatz besagt, dass Epistemologie die Natur dessen berücksichtigen muss, der erkennen will, und wird deshalb als *Naturalismus* bezeichnet [1]. Aus naturalistischer Sicht ist es irrational, bei epistemischen Problemen einen Anspruch auf Objektivität aufrecht zu erhalten, weil Objektivierung Abstraktion vom Erkennenden impliziert, der Erkennende jedoch selbst konstituierendes Element des Erkennensvorgangs ist. Naturalismus postuliert damit, dass Wahrheit nicht per se besteht, sondern aus einer Beziehung zwischen Wahr-genommenem und Wahr-nehmenden hervorgeht, die gewissen wahrheitsfunktionalen Ansprüchen genügt [1].

In seinem Buch „The Ethical Project“ [4] unternimmt Philip Kitcher, ein Philosoph der Wissenschaft, Mathematik und Biologie, den Versuch, das Entstehen von normativ begründetem menschlichen Verhalten aus der Stammesgeschichte des Menschen und den darin enthaltenen menschlichen Bedürfnissen zu begründen. Kitchers Ethik ist damit in der Entwicklungsgeschichte und Natur des Menschen begründet, und kann nicht unabhängig davon verstanden werden.

Kitcher erarbeitet in seinem Werk eine Aussenperspektive für sein ethisches Projekt: Er stellt sich aus verhaltensökonomischer Sicht die Frage, wie Individuen die negativen Folgen von bestimmten Problemen in einer Lebenssituation für sich und ihre Nachkommen reduzieren können, indem sie in Gruppen nach bestimmten gemeinsamen Regeln kooperieren. Kitcher definiert in diesem Kontext den Begriff des **psychologischen Altruismus**. Ethischer Altruismus liegt nach Kitcher dann vor, wenn sich ein Organismus zu seinem eigenen Nachteil, jedoch im Sinne von wahrgenommenen Bedürfnissen anderer verhält, ohne dass dieses spezifische Verhalten Teil einer evolutionär bereits angelegten Verhaltensdisposition entspricht [4, S. 20]. Weil, so argumentiert Kitcher weiter, ein solcher psychologischer Altruismus einerseits aufwändig und andererseits fehleranfällig ist, „erfinden“ Gruppen von Individuen normative Regeln, die kooperatives Verhalten vereinfachen, institutionalisieren und die Kosten von aus ungenügendem altruistischen Verhalten (altruism failures, Ref) resultierenden Schäden reduzieren. Diese Regeln unterliegen wiederum einer Reihe von Kriterien und Anpassungsmechanismen, aus denen sich in der Gesamtheit das ethische Projekt ergibt; von Menschen für Menschen gemacht, und dadurch naturalistisch begründet.

Dieser Essay wird keine direkte Kritik an Kitchers Ansatz formulieren. Ziel des Essays ist es vielmehr, die naturalistische Formulierung des Verständnisses von menschlicher

Ethik aus der Innenperspektive darzustellen. Er soll skizzieren, wie sich Mechanismen und Grunddispositionen, die kooperatives, ethisch konnotiertes Verhalten aus dem Individuum selbst begründen können, aus der genuin menschlichen Perspektive darstellen. Lässt sich daraus erklären, wie ein ethischer Kode entsteht? Welche epistemischen Werkzeuge hat ein Individuum, um in einem sozialen Kontext erkennen zu können, was menschlich richtig ist, und was bedeutet „richtig“ in diesem Kontext?

Um diesem Ziel näher zu kommen, beleuchtet der nun folgende Hauptteil, nach einem kurzen Abriss des naturalistischen Ansatzes, die Grundmechanismen menschlicher Wahrnehmung von anderen Individuen und eigenem Handeln. Dies deshalb, weil zwischenmenschliche Wahrnehmung und Handeln auch nach Kitchers Definition die Grundelemente von altruistischem Verhalten sind. Aus dieser Perspektive wird versucht abzuleiten, welche Form und welche Motive sich für altruistisches Verhalten aus der epistemischen Innenperspektive als Mensch ergeben, und was sich daraus schliessen lässt. Schliesslich soll versucht werden, die gewonnenen Schlüsse in einer plausiblen Form wieder mit Kitchers Aussenperspektive zu verbinden, um die beiden Ansätze zu einem in sich kohärenten Gesamtsystem zusammenzubringen.

2 Hauptteil

2.1 Naturalistische Epistemologie

Jede Untersuchung irgendeiner Realität bedingt das a-priori Vorhandensein von Ordnungsprinzipien. Antony [1, S.109] argumentiert, dass solche Grundprinzipien Teil von unseren epistemischen Strategien sind und damit in unserer angeborenen Natur begründet sind. Wir haben *Zugang* zu diesen Prinzipien, indem wir unsere eigene epistemische Praxis reflektieren und als Theorien ausformulieren. Unsere „menschliche“ *Begründung* der a-priori Prinzipien ergibt sich aus der erfolgreichen Anwendbarkeit dieser Prinzipien in der eigenen menschlichen Praxis. Sowohl der Zugang zu wie auch die Begründung von epistemischen Prinzipien sind, so Antony, folglich abhängig von unserer menschlichen Natur. Darum ist es nicht nur praktisch unmöglich, sondern auch theoretisch falsch, epistemische a-priori Prinzipien zu fordern, die unabhängig von der Natur des epistemischen Akteurs sind [1, S. 112]. Wichtig für das vorliegende Projekt ist, dass gemäss Antony nichts dagegen spricht, dass dieses Prinzip nicht nur wenn es um das Wissen über Sachverhalte (richtig vs falsch) geht anwendbar ist, sondern auch, wenn es um Wissen über Normen (gut, nicht gut) geht [1, S. 109].

In der gegebenen Thematik stellen sich damit die folgenden Fragen:

- Die Frage nach den Ordnungsprinzipien: Was sind die „Dimensionen“ von ethischem Wissen aus der genuin menschlichen Perspektive?
- Die Frage nach dem Zugang zu diesen Prinzipien: Wie funktioniert unsere menschliche epistemische Praxis im Kontext von normativ bewerteten sozialen Interaktionen, und welche Theorien liefern dazu die geeigneten Begriffe?

- Die Frage nach der Begründung: Wie evaluieren wir den Erfolg der in dieser Praxis enthaltenen epistemischen Prinzipien empirisch?

2.1.1 Herleitung einer Normativität auf der Ebene des Individuums

In einer durch die Gesetze der Physik vollständig definierten Welt entwickelt sich die Gegenwart unablässig als eine Folge von Ursachen in der Vergangenheit. Nun sind viele Organismen so gebaut, dass sie in der Lage sind, Sequenzen von Ereignissen in der Vergangenheit zu memorisieren und aus diesen Gedächtnisinhalten verallgemeinerte Repräsentationen von regelhaften Ursachen-Wirkungs-Beziehungen zu bilden. Das bedingt nicht unbedingt ein Verstehen der Mechanismen, die dieser Ursachen-Wirkungsbeziehung zugrunde liegen. Es reicht, dass ein Organismus, wenn er eine ihm bekannte Ursache wahrnimmt, die entsprechende Folge erwartet. So haben wir zum Beispiel die im Alltag richtige Vorstellung, dass die Fallrichtung von Gegenständen konstant ist, und können damit eine präzise Erwartung ausbilden, wohin sich ein Gegenstand bewegen wird, wenn er losgelassen wird. Allerdings erweist sich diese Regel ausserhalb des alltäglichen Rahmens als falsch, wenn zum Beispiel Kinder in Europa meinen, die Menschen in Australien müssten vom Boden in den Himmel fallen, weil sie auf der uns entgegengesetzten Seite der Erde leben. Weil sich die Erwartungen, die von diesen Repräsentationen regelhafter Ursache-Wirkungsbeziehungen ausgehen, erfüllen können oder nicht, ist die Dimension, in denen diese Repräsentationen evaluiert werden, die Genauigkeit der aus ihnen gemachten Vorhersagen. Sie sind also mehr oder weniger „wahr“. Sie haben aber keinen normativen Wert.

Alle biologischen Organismen sind im weiteren so gebaut, dass sie selbstreguliert gewisse eigene, selbsterhaltende Zustände verstärken und andere, schädliche Zustände vermeiden. Dieses Verhalten biologischer Systeme hin zu einem Gleichgewicht wird im weiteren Text als Homöostase bezeichnet. So zeigen zum Beispiel alle Organismen bei Energiemangel bestimmte Formen von Verhalten, die die Wahrscheinlichkeit erhöhen, Energie aufzunehmen. Säugetiere sind in der Lage, eine im Normalfall sehr konstante Körpertemperatur aufrecht zu erhalten, und Kinder regulieren über die Balance von angeborenen Verhaltensdispositionen wie Neugierde vs. Angst, wie viel Neues sie aus ihrer Umwelt aufnehmen. Auch erlerntes Wissen über Ursache-Wirkungs-Beziehungen wird im Umkehrschluss zum Erhalt der Homöostase eingesetzt. Dieser Umkehrschluss führt zu dem, was wir als vernunftgelenktes Verhalten bezeichnen: Gegeben eine Menge von erlernten Ursache-Wirkungs-Beziehungen, und gegeben ein durch mangelnde Homöostase bedingtes Bedürfnis, versucht ein vernünftig handelnder Organismus auf eigenes Verhalten zu schliessen, das zu den dem Bedürfnis entsprechenden Folgen führt.

Diese Perspektive auf vernünftiges Verhalten von Organismen hat einen Aspekt, der für die gegebene Fragestellung besonders interessant ist: Vernünftiges Verhalten ist nicht von den spezifischen Bedürfnissen des handelnden Organismus abstrahierbar, es erfüllt einen *Zweck*. Weiter ändert sich mit der Umkehr der Logik (Schluss von der gewünschten Folge auf die nötigen Ursachen) die Dimension der Bewertung: Ursachen, die zum gewünschten Erfolg führen, sind für die Erfüllung der Bedürfnisse des Organismus gut, während Ursachen, die Folgen haben, die den Bedürfnissen des Organismus entgegen lau-

fen schlecht sind. Damit erhalten wir aus einer naturalistisch hergeleiteten Epistemologie ein normatives Wertesystem, das allerdings vorerst noch einzig an den Bedürfnissen eines Individuums festgemacht ist.

Menschen sind im Gegensatz zu Tieren in der Lage, solche inversen Probleme auch auf abstrakten Ebenen erfolgreich zu lösen. Sprache, aber auch andere Abstraktionen wie formale Logik, Statistik, Physik, Mathematik und andere modellbildende Techniken sind dabei wichtige Werkzeuge. Darauf soll aber im folgenden Text nicht weiter eingegangen werden.

2.1.2 Zweckgerichtetes Verhalten, Urheberchaft und Ich-Erleben

Erfolgreiches Verhalten auf einen bestimmten Zweck hin besitzt neben der Zweckerfüllung selbst eine weitere, subjektive Qualität, die für ein Individuum normativ wirksam wird: Eine Person entwickelt für korrekt vorhergesagte Folgen von eigenen intentionalen Handlungen ein Erleben von Urheberchaft; die Person sagt, „Ich habe das gemacht“. Für das Entstehen dieses Gefühls von Urheberchaft gibt es nun einen interessanten Vorschlag [2], der auf Ideen des Physiologen Hermann von Helmholtz zurückgeht [7]. Von Helmholtz überlegte sich folgendes: Wenn sich ein Bild über die Netzhaut bewegt, weiss man, ob sich das Auge oder die Welt bewegt hat. Dieses Wissen kann nicht von der sensorischen Information stammen, die ja in beiden Fällen identisch ist, vielmehr muss die Unterscheidung der beiden Fälle auf der Tatsache basieren, dass nur dem Effekt der Augenbewegung eine von der Person ausgehende und mit der Wahrnehmung kontingente Handlung entspricht. Eine Handlung ausführen führt damit, neuronal wie mental gesprochen, nicht nur zu den entsprechenden Bewegungen unseres Körpers, sondern ebenfalls und parallel dazu zu einer Vorhersage der Folgen dieser Handlung und zu einer Korrektur der Wahrnehmung für das, was wir selbst verursacht haben. Das Modell liefert somit ein sehr einfaches und einleuchtendes Prinzip, wie sich ein Organismus als „Selbst“ erkennen kann. Ereignisse, die präzise genug dem Entsprechen, was der Organismus aufgrund der eigenen Handlungsimpulse vorhergesagt hat, stammen von seinem Selbst. Gallagher [2] bezeichnet dieses Selbst als atomisches Selbst, der konstituierende Vorgang wird als Selbst-Monitoring bezeichnet.

Die Vorhersage und die Vorhersagbarkeit der Folgen eigenen Handelns hat folglich für uns eine enorme Bedeutung: Nicht nur ist das zentral für unser Funktionieren und Überleben in einer variablen und komplexen Umwelt, es ist ausserdem ein essenzielles Element des Vorgangs, über den wir unser „Ich“ definieren. Die Wichtigkeit dieses Vorgangs zeigt sich exemplarisch in der Psychiatrie: Dort gibt es eine Gruppe von Störungen, die unter dem Begriff „Ich-Störungen“ zusammengefasst werden, wo dieses Ich-Erleben verändert ist. Personen, die unter Ich-Störungen leiden, haben zum Beispiel das Gefühl, dass ihre Gedanken und/oder ihr Handeln nicht von ihnen selbst intendiert ist, sondern von aussen kommt und fremd ist. Patienten mit einer Schizophrenie haben zum Beispiel häufig akustische Halluzinationen und hören Stimmen. Dieses Stimmenhören wird erklärt als Fehlattribution der inneren Sprache, wie wir sie alle führen, als nicht selbst-generiert und damit „folglich“, als von aussen kommend. Akustische Halluzinationen dieser Art und andere Ich-Störungen werden häufig als existenziell bedrohlich erlebt und können

bis zum Suizid führen. Ein anderes, etwas alltäglicheres und weniger dramatisches Beispiel einer kleinen Ich-Störung finden wir, wenn jemand beim Arzt eine lokale Betäubung bekommen hat: Wenn man die betäubte Stelle berührt, fehlt von der berührten Stelle die erwartete sensorische Rückmeldung, und das Gebiet fühlt sich seltsam tot an. Die Empfindung ist nicht schmerzhaft, aber irgendwie unangenehm und gruselig.

Die Hypothese, dass sich ein Selbst durch Kongruenz von Handlungsimpulsen und vorhergesagten Folgen konstituiert und nicht bloss rational davon abgeleitet wird, erhält ebenfalls Unterstützung aus unserem Sprachgebrauch. Wir sagen zum Beispiel: „Ich bin mit dem Velo zum Bahnhof gefahren“. Formal scheint dieser Satz auf den ersten Blick falsch, es müsste heissen: „Das Velo, das ich gesteuert habe, ist mit mir zum Bahnhof gefahren“. Doch diese objektiv präzisere Version geht irgendwie am intendierten Inhalt vorbei, und das aus einem erklärbaren Grund: Jemand, der velofahren kann, ist in der Lage, beim Velofahren aus den eigenen Bewegungen genügend präzise Vorhersagen über das Verhalten des Velos zu machen. Das Verhalten des Velos entspricht damit den Kriterien, die die velofahrende Person für ihr Selbst hat; das Velo wird, solange es unter der Kontrolle des Fahrers ist, zu einer Extension seines Ichs. Damit ist/bin „Ich“ mit dem Velo zum Bahnhof gefahren. Die objektiv richtige Variante der Aussage verliert den für den Velofahrer relevanten Aspekt der subjektiven Urheberschaft des Fahrens und attribuiert diese fälschlicherweise dem Velo.

Die existenzielle Kraft dieser Funktionen des Selbsterlebens zeigt sich wieder in der Psychiatrie: Die aus Ich-Störungen hervorgehenden Symptome sind weitgehend immun gegen rational begründete Einwände. Ein Patient, der Stimmen hört, bleibt typischerweise bei seiner Überzeugung, dass da jemand redet, auch wenn alles andere dagegen spricht (wenn er zum Beispiel allein ist) und wenn ihm sein soziales Umfeld sein Erleben durch die Krankheit erklären will. Häufig entwickeln solche Patienten oft lieber abstruse Erklärungen für ihr Erleben (z.B. dass sie von Geistern umgeben sind, oder dass ihnen von Ausserirdischen etwas eingepflanzt worden sei) als dass sie die Wirklichkeit des Erlebten bezweifeln.

2.1.3 Zwischenmenschliches Verstehen

Wir haben im obigen Abschnitt die Hypothese hergeleitet, dass ein Mensch sich im Kern erlebt aus dem Eintreffen von erwarteten Folgen von selbst intendierten eigenen Handlungen. Dieser Grundmechanismus lässt nun in einer Form erweitern, die eine naturalistische Perspektive zwischenmenschlichen Verstehens liefert. Diese Erweiterung sieht folgendermassen aus: Menschen (und andere zu sozialer Kognition fähige Tiere) besitzen ein System, das bei der Wahrnehmung von Handlungen anderer dazu führt, dass in uns selbst in abgeschwächter Form mentale/neurobiologische Repräsentationen derselben Handlungen aktiviert werden. Wir reflektieren die beobachtete Handlung im wörtlichen Sinn. Dieses System wird darum in der biologischen Forschung als Spiegelneuronensystem bezeichnet und soll im Folgenden kurz dargestellt werden.

Beim Affen, wo Spiegelneurone besonders gut untersucht sind, aktivieren Spiegelneurone immer dann, wenn ein biologischer Effektor (z.B. ein Arm, eine Hand, oder der Mund) einen Gegenstand im Sinne einer bestimmten Handlung manipuliert [6]. Diese

Aktivierung ist unabhängig davon, ob der Affe die Handlung selbst ausführt, oder ob der Affe jemand anderen beim Ausführen dieser Handlung beobachtet, und sie ist unabhängig davon, mit welchem Gegenstand diese Handlung ausgeführt wird [6]. Spiegelneurone erlauben folglich das Verstehen von Handlungen Anderer von innen: Wenn ein Individuum wahrnimmt, was jemand anderes tut, werden beim wahrnehmenden Individuum ähnliche Repräsentationen von Handlungsimpulsen aktiviert wie beim Handelnden selbst. Über diese Repräsentationen erstellt das beobachtende Individuum im Idealfall eine korrekte Vorhersage der Folgen der wahrgenommenen Handlung und gewinnt so in weiterer Folge Zugang zu den Intentionen der handelnden Person.

In einem Übersichtsartikel zum Verstehen von Handlungen bei Kindern argumentieren Hunnius und Bekkering [3] im gleichen Sinn: Kinder handeln anfangs selbst-motiviert, aber unintentional, und bilden dabei rasch Assoziationen zwischen den eigenen Handlungen und deren Folgen [5]. Die dadurch gewonnene Erfahrung erlaubt es dem Kind, aus der Beobachtung von Verhalten anderer die zu erwartenden Folgen vorherzusagen und damit auf die Intentionen des Anderen zu schliessen. Zusätzlich erkennen Kinder Regelmässigkeiten im Verhalten Anderer und können daraus ableiten, welche über die Zeit stabile Intentionen die beobachtete Person hat [3].

Auch physiologisch lassen sich beim Mensch analoge Mechanismen nachweisen. So ist es zum Beispiel möglich, Hirngebiete, die eine bestimmte Bewegung (zum Beispiel Daumen biegen) repräsentieren, experimentell, aber nicht invasiv in einen erhöhten Erregungszustand zu versetzen. Wenn nun die Person gleichzeitig bei einer anderen Person die entsprechende Bewegung beobachtet, wird auch bei ihr selbst unwillentlich diese Bewegung ausgelöst. Auch im Alltag gibt es Situationen, in denen dieser Spiegelmechanismus durchschimmert: Im Strassenverkehr zum Beispiel, wo es bekanntermassen manchmal zu ungunstigen Interaktionen zwischen übererregten Individuen kommt, gibt es das Phänomen, dass die unschöne Geste des einen reflexartig dieselbe Geste beim anderen auslöst. Das Spiegelneuronensystem kann dieses Phänomen einleuchtend erklären: Die angespannte Situation des Beobachtenden senkt unspezifisch die Schwelle, irgendeine Handlung auszuführen. Zusätzlich erregt die Beobachtung der Geste des Anderen die motorische Repräsentation der gleichen Geste zusätzlich, so dass es, völlig unreflektiert und unwillentlich, zur entsprechenden, der beobachteten Geste analogen Handlung kommt.

2.1.4 Zwischenfazit

Im Folgenden sollen die oben entwickelten Punkte noch einmal kurz zusammengefasst werden. Daraus soll im nächsten Abschnitt erarbeitet werden, wie aus der Perspektive der menschlichen Seins- und Verstehensweise ethisches Verhalten in einem sozialen Verband begründet werden könnte.

1. Menschen erfassen und von klein auf regelhafte Ursache-Wirkungs-Beziehungen und verallgemeinern sie. Dieses Wissen wird bemessen in seiner Wahrheit.
2. Menschen haben aus ihrer Natur heraus Grundbedürfnisse. Sie verwenden ihr Wissen um Ursache-Wirkungs-Beziehungen, um von den eigenen Bedürfnissen auf die

dafür nötigen Ursachen zu schliessen und diese wenn möglich herbeizuführen. Ursachen, die zur Erfüllung der Grundbedürfnisse eines Menschen führen, besitzen folglich für diesen Menschen einen normativen Wert.

3. Menschliches Selbstverständnis konstituiert sich in einem Erleben von Urheber-schaft. Ein Mensch erlebt sich selbst als Urheber eines Ereignisses, wenn sich das Ereignis für ihn aus den eigenen Handlungsimpulsen als vorhersagbar erwiesen hat.
4. Zwischenmenschliches Verstehen basiert ebenfalls auf einem Umkehrschluss. Das Beobachten einer Handlung eines anderen Menschen evoziert bei der beobachtenden Person spontan die motorische Repräsentation dieser Handlung. Über diese Repräsentation, und aus dem eigenen Wissen über Ursache-Wirkungs-Beziehungen kann die beobachtende Person auf die zu erwartenden Folgen der beobachteten Handlung schliessen. Aus den erwarteten Folgen leitet der Beobachter nun die Intentionen des beobachteten Individuums ab. Die Intention eines Anderen verstehen wir folglich, in dem wir uns in ihn hineinversetzen und seine Handlungen mental nachvollziehen. Wir verwenden für das Verständnis unserer Mitmenschen Mechanismen, die analog sind zu den Mechanismen, aus denen heraus wir uns selbst definieren.
5. Daraus ergibt sich, dass in einem sozialen Kontext eine über die Individuen ähnliche Repräsentation von Handlungsabläufen entstehen kann. Gegeben ein ähnlicher Wissensstand über die relevanten Kausalbeziehungen, führt das auch zu über die Individuen vergleichbaren Erwartungen von Folgen und daraus abgeleitet zu Repräsentationen von Intentionen Anderer.

2.2 Individuelles Handeln im erweiterten zwischenmenschlichen Kontext

2.2.1 Erweiterte Urheberschaft im „Wir“

Im obigen Abschnitt hat sich bereits gezeigt, dass die Mechanismen, mit denen wir uns als Selbst verstehen, in grossen Bereichen gleichartig sind wie die Mechanismen, mit denen wir Mitmenschen verstehen. Es hat sich auch gezeigt, dass wir, um andere zu verstehen, die Dinge aus der Handlungsperspektive der anderen Person betrachten. Es scheint also so, dass die Grenze zwischen Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung zumindest potentiell durchlässig ist und dass es damit zu überindividuellen epistemischen Vorgängen kommen kann.

Wir können nun folgende Hypothese formulieren: Wenn eine Person:

1. durch Mechanismen wie das Spiegelneuronensystem aus der Wahrnehmung von Handlungen einer anderen Person eigene Repräsentationen der diesen Handlungen zugrunde liegenden motorischen Programmen bildet,
2. die daraus abgeleiteten Intentionen der beobachteten Person genügend mit den eigenen Intentionen übereinstimmen, die die Person in der gegebenen Situation aus sich selbst heraus erwarten würde

3. und aus der beobachteten Handlung der anderen Person die erwarteten Folgen resultieren,

dann erlebt die Person ein Gefühl erweiterter Urheberschaft, das analog ist zum Erleben von individueller Urheberschaft. Zur Erinnerung: Eigene Urheberschaft, so das Modell von Gallagher [2], wird erlebt, wenn die Folgen der von einer Person intendierten Handlung mit den von ihr erwarteten Folgen übereinstimmt. Erleben von erweiterter Urheberschaft, so der Vorschlag, unterscheidet sich vom Erleben individueller Urheberschaft nur dadurch, dass das Ausführen einer Handlung auch durch jemand anderen erfolgen kann. Die Intentionen, die erwarteten Folgen, und der Abgleich von Erwartung und tatsächlichen Folgen bleiben unverändert.

Im obigen Teil wurde weiter argumentiert, dass Erleben von individueller Urheberschaft ein zentraler konstituierender Mechanismus ist, mit dem ein Individuum sein „Selbst“ erkennt und zu einem Ich-Erleben kommt. Damit ist es naheliegend, dass das Erleben von erweiterter Urheberschaft ebenfalls zu Selbst-Identifizierungsvorgängen führt, nur dass es jetzt zu einem „Wir-Erleben“ kommt. Ein Individuum erlebt gemäß der Hypothese in einem gegebenen Kontext als „Wir“ die Gesamtheit aller Individuen, bei denen es aus der Spiegelung ihrer Handlungen auf für den Kontext relevante Intentionen schliesst, die genügend mit den eigenen übereinstimmen.

Das Individuum kann eine Reihe von Dingen tun, mit dem es Wir-Erleben vermehren kann:

- Es kann versuchen, Motive von anderen nicht nur zu erkennen, sondern auch aktiv Korrespondenzen zu den eigenen Motiven herzustellen.
- Es kann die Vorhersagesicherheit in einem sozialen System erhöhen, in es sich selbst anderen Individuen gegenüber vorhersehbar handelt, und damit in Folge auch das Verhalten der Anderen für das Individuum selbst vorhersehbar bleibt.
- Es kann bei einem Konflikt zwischen partikulären und gemeinschaftlichen Interessen den aus dem Wir-Erleben resultierenden Gewinn an Kontrolle mit in die Abwägung einzubeziehen, ergo einen Bias zu kooperativem Verhalten zeigen.

2.2.2 Normativer Wert von erweiterter Urheberschaft

Analog zum Ich-Erleben lassen sich nun eine Reihe von Argumenten führen, die für das Subjekt dem Erleben erweiterter Urheberschaft einen normativen Wert begründen. Diese Begründungen sind nicht neu in dem, was sie begründen. Vielmehr ist interessant, wie diese Begründungen in Form einer erweiterten Urheberschaft eines „Wir“ subjektiv funktionieren und verbal entsprechend ausgedrückt werden können:

- Erleben erweiterter Urheberschaft ist für das Individuum gut, weil die Folgen der wahrgenommenen Handlungen einen Zweck erfüllen. Das ist analog zur individuellen Urheberschaft. Es ist zum Beispiel ebenso gut, wenn meine Tochter den Müll rausbringt, wie wenn ich das selber tue. Man sagt: „Wir bringen jeweils am Dienstag

und Freitag den Müll raus.“ und drücken damit aus, dass es irrelevant ist, wer das konkret tut.

- Erleben erweiterter Urheberschaft ist für das Individuum aus einer ökonomischen Sicht positiv konnotiert, weil eigene Bedürfnisse erfüllt werden, ohne dass das Individuum die dafür nötigen Handlungen ausführt. Es reicht zum Beispiel, wenn jemand aufsteht und das Fenster schliesst, weil es zu laut ist. Die anderen können sitzen bleiben, obwohl sie dieselbe Intention haben. Trotzdem „haben wir das Fenster zugemacht.“
- Erleben erweiterter Urheberschaft erweitert den erlebten Wirkungsbereich von Handlungen für ein Individuum. So ist es zum Beispiel bei manchen sozialen Gemeinschaften (z.B. bei den Amish) so, dass alle mithelfen, wenn jemand ein Haus baut. Für die Person, die zwar die materiellen Ressourcen für das Haus besitzt, aber selbst nicht genügend Hände für die Bauarbeit hat, ist diese Unterstützung von enormem Nutzen. Umgekehrt können sich die Helfer durch ihre Mithilfe erhoffen, ein soziales Umfeld zu schaffen, in dem sie dieselbe Unterstützung erfahren, wenn sie für sie notwendig wird.
- Erleben erweiterter Urheberschaft vergrößert subjektiv den Bereich, in denen ein Individuum Kontrolle über seine Umwelt und Selbstbestimmtheit erfährt. Es unterstützt damit das existenzielle Selbsterleben einer Person und erfüllt wichtige psychische Grundbedürfnisse einer Person. Man hört: „Wir schaffen das!“
- Erleben erweiterter Urheberschaft erfüllt das angeborene Grundbedürfnis nach Zugehörigkeit und sozialer Bindung.

2.2.3 Von Handeln im Wir zu allgemeinen Verhaltensregeln

Wir haben im obigen Abschnitt gesehen, dass Handeln im Kollektiv nicht nur eine Reihe von Vorteilen für das Individuum bringen kann, sondern dass die menschliche epistemische Situation für die subjektive Wahrnehmung und Motivation von Handeln im Kollektiv sehr ähnlich ist wie die für eigenes Handeln. Voraussetzungen dazu sind primär, dass einerseits im Kollektiv ein genügender Konsens besteht hinsichtlich der „guten“ Intentionen, und dass zweitens genügend Übereinstimmung besteht bei der Prädiktion der Folgen bestimmter Handlungen und daraus abgeleitet ein Konsens bei der Wahl der jeweiligen Mittel.

Kitchers Projekt führt jedoch weiter. Es stellt dar, wie sich bestimmte ethisch motivierte Regeln des Zusammenlebens von Individuen entwickelt haben und weiter entwickeln werden können. Kitcher argumentiert, dass der Inhalt dieser Regeln weder a-priori vorgegeben ist, noch dass sie sich durch kluges Nachdenken ein für alle-mal definieren lassen, sondern sieht diese Regeln selbst einem kontinuierlichen und adaptiven Prozess unterworfen, der gelenkt wird von den Erfahrungen, die sich unter dem jeweiligen System von Regeln ergeben. Die Existenz dieser Regeln selbst ist für Kitcher jedoch eine Notwendigkeit, die sich aus den natürlichen Limitationen des psychologischen Altruismus

ergeben, wenn die Situationen komplexer und die Anzahl Beteiligter grösser werden [4, S. 67ff].

Kitcher begründet die Möglichkeit der Existenz solcher Regeln in einer Anlage, die er als „capacity for normative guidance“ [4, S. 69] bezeichnet. Für Kitcher ist diese Fähigkeit ursprünglich fast immer egoistisch motiviert, weil Individuen, die sich nicht an die Regeln halten, in irgend einer Form bestraft werden [4, S. 87], und weil die Regeln erst später in der Form des Gewissens internalisiert werden [4, S. 92ff].

Aus der obigen Hypothese lässt sich jedoch auch ein anderes Motiv ableiten, aus dem heraus es sich für ein Individuum lohnt, sich an Regeln zu halten: Individuen erleben Urheberschaft, wenn sie die Folgen einer eigenen Handlung genügend genau vorhersagen können. Bis jetzt war die Vorhersage basiert auf mechanischen Zusammenhängen in einer physikalischen Welt. Es spricht aber nichts dagegen, dieses Prinzip in einen sozialen Kontext zu übertragen, wo die Vorhersagbarkeit auf einem regelhaften Verhalten des sozialen Umfelds basiert. Demzufolge hat ein Individuum, das zielgerichtet in seiner Umwelt handeln können will, ein genuines Interesse, die Vorhersagbarkeit der Folgen seiner Handlung zu erhöhen. Diese Vorhersagbarkeit definiert sich aus der Stärke und dem Inhalt der Regeln zwischenmenschlichen Verhaltens im gegebenen sozialen System des Individuums. Das Individuum hat damit ein Interesse am Erhalt dieses Regelsystems selbst, solange ihm dieses Regelsystem erlaubt, die eigenen Ziele effizient zu erreichen. Eines der einfachsten und wirkungsvollsten Mittel dazu ist wahrscheinlich, sich selbst an diese Regeln zu halten. Dieses Motiv, sozialen Normen gemäss zu handeln ist sicher ungenügend für eine stabile Ordnung und schliesst den Bedarf an sozialer Kontrolle und Möglichkeiten der Sanktionierung keinesfalls aus. Es ist aber, im Gegensatz zu Kitcher, begründet in einem Bedarf an Regelmäßigkeiten in sozialen Interaktionen, der gerade aus dem Autonomiebedarf des Individuums motiviert ist. Umgekehrt dargestellt: In einer Gemeinschaft ohne erkennbare Regeln ist es für ein Individuum deutlich schwieriger, selbstbestimmt zu handeln, weil nicht vorhersehbare Handlungen der Anderen wiederum unvorhersehbare Folgen für es selbst hätten. In der Analogie zum Velofahrer, der „selbst“ fährt und dabei darauf angewiesen ist, dass sich das Velo nicht auf eine originelle Art anders verhält als erwartet, kann jemand in einem sozialen Kontext nur dann selbst wirklich etwas bewirken, wenn gewisse soziale Mechanismen zuverlässig funktionieren. Umgekehrt, und im Gegensatz zum Velofahrer, ist jedes Individuum selbst Teil des Wirkungsgefüges, mannigfaltigen Einflüssen Anderer ausgesetzt und so in seinem Handeln von den Erwartungen der Anderen mitbestimmt. Damit kommt es automatisch zu einem Trade-off, der, so der Vorschlag, dort ein Optimum hat, wo in der gegebenen Situation erlebte Urheberschaft maximiert wird.

Unterstützung für die Sicht, dass Menschen eine natürliche Affinität zu sozialen Regeln haben, findet sich zum Beispiel wieder bei Kindern, die spontan und ohne äusseren Druck viel Zeit für Rollenspiele verwenden. Rollen definieren einerseits die Regeln des eigenen Verhaltens, andererseits bestimmen sie, welches Verhalten wir von Anderen einem selbst gegenüber zu erwarten haben. Wenn wir davon ausgehen, dass Spielen ein Einüben und Ausprobieren von für den späteren Lebenserfolg relevantem Verhalten ist, ist es offensichtlich, dass Kinder den aktiven Umgang mit Regeln suchen, weil sie diese

Erfahrung später gewinnbringend verwenden können.

2.2.4 Kitchers psychologischer Altruismus und Wir-Erleben

Kitchers psychologischer Altruismus ist definiert als Verhalten eines Organismus zu seinem akuten eigenen Nachteil, jedoch im Sinne von wahrgenommenen Bedürfnissen Anderer, ohne dass das Verhalten genetisch angelegt ist [4, S. 20]. Indem wir solches Handeln verstehen als Handeln eines „Wir“, verbunden mit einem erweiterten Erleben von Urheberschaft, lässt sich psychologischer Altruismus gut auch auf komplexere Situationen und für den Einzelnen nicht mehr überschaubare soziale Systeme erweitern. Diese These widerspricht Kitchers Ansicht, dass soziale Normen entstehen, weil psychologischer Altruismus in komplexeren Situationen versagt („altruism failures“) und deshalb Mechanismen der sozialen Führung („normative guidance“) notwendig werden. Stattdessen legt sie nahe, dass das Vorhandensein von Regeln die Erweiterung und, je allgemeiner die Regeln gefasst sind, eine Art Abstraktion von Altruismus ermöglichen, und dass dem Menschen seiner Natur gemäss diese Erweiterung seines Handlungsrepertoires entgegenkommt.

3 Fazit

Die obigen Gedanken haben versucht, aus der Perspektive des Mensch-Seins herzuleiten, was Menschen dazu motiviert, in einem sozialen Kontext kooperativ zu handeln und gewisse Regeln im zwischenmenschlichen Verhalten zu befolgen. Wir haben gesehen, dass solche Motive plausibel hergeleitet werden können, und dass sie möglicherweise in der Lage sind, altruistisches Verhalten auch in einem weiten, komplexen und abstrakten sozialen Kontext zu erklären.

Gegeben die zugrunde liegenden Annahmen und Argumente erweisen sich als brauchbar, ergibt sich eine weitere interessante Hypothese: Die treibende Kraft zur Entwicklung und Anpassung normativer Regeln für das Verhalten in einem sozialen Kontext ist der Gewinn an individuell erlebter Urheberschaft. Diese Hypothese ist aus zwei Aspekten interessant. Erstens ist sie in ihrer Aussage analog zu dem, was das Verhalten von Menschen in einem nicht-sozialen Kontext treibt: Erfahrung von Urheberschaft, indem eigenes Handeln die erwarteten und erwünschten Folgen zeigt. Zweitens lässt sich die Hypothese grundsätzlich überprüfen: Es lässt sich zum Beispiel untersuchen, ob die Stabilität sozialer Regeln damit einhergeht, dass sie erlebte Urheberschaft derjenigen erhöht, die die Regeln einhalten. Oder man kann fragen, ob es eine Tendenz gibt, bestehende Regeln von zwischenmenschlichem Verhalten dann durch neue Regeln zu ersetzen, wenn diese die Möglichkeit des Erlebens von Urheberschaft systematisch erhöhen. Wir können hier auf ein Beispiel von Kitcher selbst zurückgreifen, in dem er die Einführung des Rechts von Frauen auf Bildung illustriert [4, S. 145ff]. Kitcher beschreibt, wie die Akzeptanz von Bildung für Frauen motiviert wurde durch das Argument, dass Mütter als Hauptverantwortliche für die Erziehung der Söhne über eine gewisse Bildung verfügen müssen, damit sich die Söhne gut entwickeln können. Gemäss der erarbeiteten Hypothese verfängt dieses Argument genau darum, weil die Frau sich, aus paternalistischer Sicht, zu einem

besseren Mittel macht, die Ziele der Herrschenden zu erreichen und damit den Bereich vergrößern, den diese ihrer eigenen Urheberschaft attribuieren.

Zum Schluss: Voraussetzung für erweitertes Erleben von Urheberschaft und Wir-Gefühl sind konvergente Intentionen und ein genügender Konsens über Ursache-Wirkungs-Beziehungen. In einer sich stetig wandelnden Umwelt sind auch diese beiden Säulen von normativ begründetem Sozialverhalten einem dauernden Wechsel unterworfen und müssen stetig neu hinterfragt und erkundet werden. Damit bleibt das ganze, ganz im Sinn Kitchers, ein zwar zielgerichtetes, aber auch empirisches und sich dauernd weiter entwickelndes ethisches Projekt.

Literaturverzeichnis

- [1] ANTONY, L. : Naturalised Epistemology, Morality, and the Real World. In: *Canadian Journal of Philosophy* Supplementary Volume 26 (2000), S. 103–37
- [2] GALLAGHER, I. : Philosophical conceptions of the self: implications for cognitive science. In: *Trends Cogn Sci* 4 (2000), Jan, Nr. 1, S. 14–21
- [3] HUNNIUS, S. ; BEKKERING, H. : What are you doing? How active and observational experience shape infants' action understanding. In: *Philos Trans R Soc Lond B Biol Sci* 369 (2014), Nr. 1644, S. 20130490. <http://dx.doi.org/10.1098/rstb.2013.0490>. – DOI 10.1098/rstb.2013.0490
- [4] KITCHER, P. : *The Ethical Project*. Harvard University Press, 2011
- [5] PIAGET, J. ; COOK, M. ; NORTON, W. : *The origins of intelligence in children*. International Universities Press New York, 1952
- [6] RIZZOLATTI, G. ; CRAIGHERO, L. : The Mirror-Neuron System. In: *Annual Review of Neuroscience* 27 (2004), Nr. 1, 169-192. <http://dx.doi.org/10.1146/annurev.neuro.27.070203.144230>. – DOI 10.1146/annurev.neuro.27.070203.144230. – PMID: 15217330
- [7] VON HELMHOLTZ, H. : *Handbuch der physiologischen Optik*. Bd. 9. Voss, 1867